

**Zeitschrift:** Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse

**Herausgeber:** Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte

**Band:** 61 (1967)

**Buchbesprechung:** Rezensionen = Comptes rendus

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 31.01.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## REZENSIONEN – COMPTES RENDUS

**Friedrich Prinz: Frühes Mönchtum im Frankenreich.** Kultur und Gesellschaft in Gallien, den Rheinlanden und Bayern am Beispiel der monastischen Entwicklung. 1965. 634 Seiten, 18 Karten im Anhang. Oldenbourg-Verlag, München.

Das stattliche Opus geht vom Ende der Antike bis zum Beginn der karolingischen Renaissance (ca. 400–768) und umfaßt das ganze fränkische Gebiet und die anstoßenden Kontaktzonen. Es beginnt mit dem Mönchtum des hl. Martin, das noch irgendwie regellos, eremitisch-zönobitisch ist und sich als unliterarisch und unpolitisch zeigt. Diesem westgallischen Gebiete gegenüber offenbart sich das Mönchtum des Rhoneraumes als organisierter (*stabilitas loci*) und literarischer, hat auch über Cassian (Marseille) Verbindung mit orientalischen Vorbildern. Mittelpunkt ist Lérins, das «Flüchtlingskloster» des nordgallischen Adels und die Hochburg spätantiker Aristokraten. Überschichtet wird der große unmittelbare und mittelbare Anhang von Lérins durch die irische Klosterbewegung (ca. 590–690), die aber lange Zeit überschätzt wurde. Einerseits gab es schon eine gallorömisch-merowingische Klosterkultur, andererseits erhielten die fränkischen Kräfte in den Klöstern Kolumbans schon bald das Übergewicht. Selbst im norditalienischen Bobbio waren schon die ersten vier Äbte nach Kolumban Franken. Verf. spricht auch den zweiten Abt von Luxeuil, Eustasius, als Franken an (S. 122–123). Man muß daher eher von einem irisch-fränkischen Mönchtum sprechen, das zudem in enger Verbindung mit der Pariser Hofaristokratie und dem austrasisch-burgundischen Adel stand. Die Irofranken blieben im allgemeinen im Bannkreis der antiken *civitates*, wirkten aber auch missionarisch und koloniasatorisch beim innerfränkischen Landesausbau mit. Einen breiten Raum nimmt die Darstellung der agilofingisch-bayrischen Klosterkultur ein (S. 317–445), die sich schon auf spätantike-christliche Elemente stützen konnte und dann besondere Beziehungen zu Italien aufwies.

Das angelsächsische Mönchtum (ca. 690–768) schloß sich eng an die Karolinger an und kam daher zum Zuge. Das zeigte sich besonders bei Willibrord, weniger bei Bonifatius. Die Angelsachsen zeigten sich «landsässig», nicht an die *civitates* gebunden. Sie ersetzten fortschreitend die Herrschaft der Mischregeln durch die alleinige Benutzung der Benediktinerregel, deren Ausbreitung sich nicht geradlinig, von den Päpsten geleitet, vollzog, wie schon K. Hallinger (Rom) darlegte und Fr. Prinz bestätigt (S. 263–292). Was die Translation der Gebeine des hl. Benedikt von Monte Cassino nach Fleury

betrifft, spricht schon der große Import italienischer Handschriften frühester Zeit nach Fleury dafür. Umstritten ist m. W. heute nur noch, was von Fleury nach Monte Cassino zurücktransloziert wurde (S. 177–178).

Im letzten Teile studiert der Verf. die Literatur und Kultursoziologie des Mönchtums (S. 447–540). Wir erhalten Aufschluß über das Fortleben antiker Bildungselemente, aber auch über deren Fraglichkeit. Verf. analysiert besonders die hagiographische Literatur und betont mehrfach, in den Heiligenviten nicht zu schnell Topoi zu sehen, denn sie geben, richtig befragt, über vieles Auskunft, über die adelige Herkunft, die Einstellung zum Herrscher usw. Überraschend interessant sind die Ausführungen über die Wanderung von Handschriften und die Streuung der Palimpseste (letztere finden sich meist in Luxeuil, Bobbio und St. Gallen). Da ist Paläographie und Bibliothekswesen für die Kultur- und Geistesgeschichte ausgemünzt, wie es B. Bischoff (München) mustergültig gezeigt hat.

Das Gebiet der Schweiz ist keineswegs vernachlässigt. So wird die Geschichte der Juraklöster vielfach erörtert. St. Maurice, sein Mauritiuskult, seine aus dem byzantinischen Kirchenkreis entlehnte *laus perennis* kommt schön zur Darstellung (bes. S. 102–112). Daß die Formel *die noctuque* noch im 6./7. Jh. den ewigen Psalmengesang besagen kann, ist möglich (S. 404). Man fragt sich aber, wo das aufhört. Auch eine Urkunde Ottos III. für Disentis von 993 spricht von *die noctuque servientes monachi*. Den historischen Kern der Passio der Martyrer von Agaunum haben die scharfsinnigen Argumente von Dupraz klargelegt, die nicht verkannt werden dürfen (vgl. Büttner H. in dieser Zeitschrift 1961, S. 265–274). Dies umso mehr, als ja Verf. selbst die Schilderung der Passio des Eucherius als nüchterne Schilderung ohne Mirakelsucht anerkennt (S. 450–461). St. Gallen wird oft herangezogen und dabei die irische Komponente nach den Forschungen von Joh. Duft abgewertet. Selbst daß am Grabe des hl. Gallus irische Pilger waren, ist nur eine Vermutung (S. 227–231). Für die Ankunft und Klostergründung Otmars hat J. Duft das genaue Datum 719 ausrechnen können (St. Otmar 1959, S. 17). Nur zögernd entscheidet sich der Verf. gegen die Einführung der Benediktinerregel nach 759 und für die Datierung um 747, wie sie Strabos Bericht nahelegt und richtig sein dürfte. Die Herkunft des hl. Magnus aus Rätien (S. 348, 362–363) ist heute fast allgemeine Anschauung (vgl. diese Zeitschrift 1965, S. 267 ff.).

Bei der Besprechung der Reichenau (S. 210–218, 477–478) lehnt zwar der Verf. die irische Abstammung des hl. Pirmin ab, kann sich aber dann doch nicht recht zur westgotisch-südgallischen Herkunft bekennen, wofür ja auch Profeßformeln sprechen. Vom Inselkloster aus kam der monastische Anstoß für die Gründung von Pfäfers, die unter dem Schutze der rätischen Victoriden geschah (S. 222–223). Eine direkte Beteiligung des hl. Pirmin, angeblich zuerst in Marschlins (S. 216–217), ist reichlich spät und unsicher. Auch Luzerns Anfänge läßt Verf. nicht unbeachtet (S. 110–111, 261). Nach ihm schenkte Pippin das Kloster, das dem hl. Leodegar und dem hl. Mauritius geweiht ist, an Murbach. Woher stammen dann Kloster und Patrone? Die Sache ist umstritten. M. E. dürfte das Kloster in Luzern von Anfang an einen Impuls von Murbach erhalten haben.

Das ganze Werk ist sehr reichhaltig und anregend. Besonders aner kennens wert sind die verschiedenen Methoden, die der Verfasser benutzt. Er ver wendet die Patrozinienkunde, arbeitet aber meist mit einer ganzen Gruppe ähnlicher Patrozinien. Oft verfolgt er auch den Bedeutungswandel verschie dener Begriffe, so abbas, barbarus, peregrinus usw. In rechtshistorischer Hin sicht würde man es begrüßen, monasterium genauer von ecclesia zu unter scheiden und Stifte und Klöster zu trennen. Auch Haupt- und Nebenpatrone sind abzustufen (13–14, 41–42, 138). Souverän verfügt der Verf. über die große einschlägige und weitverzweigte Literatur, deren haupsächlichste Werke am Schlusse noch eigens angeführt sind (S. 559–586). Freilich sind seither wieder manche Publikationen erschienen. Das Register der Karten, der Personen, Orte und Sachen (S. 587–633) zeigt erst recht den Reichtum der Arbeit auf. Wie die 1954 erschienene Bonifatius-Biographie von Theodor Schiefer, so erhellt auch das vorliegende Werk von Friedrich Prinz weite Strecken des ganzen Frühmittelalters.

P. ISO MÜLLER

**Albert Bruckner: Scriptoria Medii Aevi Helvetica.** Bd. XI: Schreibschulen der Diözese Lausanne. Genf, Roto-Sadag Verlag. 1967. 167 S. LVI Tafeln.

Mit raschen Schritten nähert sich Bruckners groß angelegtes Corpus der «Denkmäler schweizerischer Schreibkunst des MAs» dem Ende. Der vor liegende 11. Band behandelt die Scriptorien der Diözese Lausanne, einer an Klöstern ursprünglich reichen Gegend, deren Handschriftenüberlieferung jedoch heute einen problematischen, wenn nicht gar enttäuschenden An blick bieten. «Das Erhaltene beschränkt sich auf einige wenige, bestimmten Schreibstätten sicher zuweisbare Codices (oder Fragmente) und einen trüm merhaften Haufen unbestimmter, oft vielleicht nicht bestimmbarer Stücke, die selbst bibliotheksgeschichtlich nicht immer auf westschweizerische Bes itzer jener Zeit zurückzuführen sind» – faßt Bruckner seine mühsamen Unter suchungen zusammen (S. 7). Zwei gut gesicherte Scriptorien hellen jedoch das trübe Bild etwas auf: einerseits beherbergt die Bibl. cant. et univ. von Freiburg den recht beträchtlichen Handschriftenbestand des Zisterzienser klosters Hauterive, wo sich die Schreibearbeit der Mönche seit der Mitte des 12. Jahrhunderts verfolgen läßt, andererseits besitzt das Barfüßerkloster zu Freiburg ebenfalls zahlreiche Handschriften, die vor allem aus dem Spät mittelalter stammen. Diese beiden Scriptorien hat Bruckner demnach aus führlich behandelt. Daneben darf jedoch keineswegs übergangen werden, was er zur Geschichte der übrigen Scriptorien (Dominikanerkloster Bern, St. Mi chaels- oder Inselkloster Bern, Chorherrenstift St. Vinzenz Bern, Benedik tinerabtei Erlach, Augustiner-Chorherren-Propstei Interlaken, Bischofsitz Lausanne, Kollegiatsstift Neuchâtel und Chorherrenstift St. Ursus Solothurn) beizutragen hat. In den meisten Fällen gelingt es ihm, zumindest eine Biblio theksgeschichte zu skizzieren. – Einige kleinere Versehen lassen sich leicht berichtigen: So stellt das «Missale Lausannense» aus Estavayer (S. 71) ein Graduale dar; ebenso ist das Ms. Neuchâtel Nr. 4822 (S. 144) kein Missale, sondern es enthält einige Evangelienperikopen, die Passion für den Kar freitag, eine Litanei, Exorzismen und eine Antiphon des hl. Wilhelm; die

Codices Neuchâtel Nr. 4819 und 4828 (S. 144), die heute die Signatur A 11 bzw. A 23 tragen, enthalten ein Ordinarium Missae und ein Ordinarium Breviarii; und schließlich lautet die Signatur des Missale in Neuenburg Nr. 6664 (S. 143) jetzt A 6. – Methodisch wegweisend scheint mir das Kapitel «Zur Handschriftenüberlieferung mittelalterlicher Gotteshäuser im alten Bistum Lausanne» zu sein, weil es zeigt, wie sorgfältig Bruckner die überlieferten Trümmer alten Scriptorien wie Romainmôtier, Payerne, Baulmes, Bevaix und vielen andern zuzuweisen versucht. – Jeder, der sich mit Handschriften aus der Westschweiz abzugeben hat, wird in Zukunft seine Forschungen auf dem gründlichen Werk des großen Schweizer Mediaevisten aufzubauen haben, das – wie gewohnt – hervorragende Tafeln enthält.

PASCAL LADNER

**Le recueil épistolaire autographe de Pierre d'Ailly et les notes d'Italie de Jean de Montreuil.** Introduction par Gilbert Ouy: Umbrae Codicum Occidentium IX. Amsterdam, North-Holland Publishing Co. 1966. xLI–184 Tafeln.

Weder Titel noch eine rasche Durchsicht des vorliegenden Bandes lassen erlauben, um welche wichtige Studie es sich hier handelt: denn wenn auch sowohl Pierre d'Ailly – Kanzler der Universität von Paris, Bischof von Le Puy und kurz darauf von Cambrai, schließlich Kardinal – als auch der französische Frühhumanist Jean de Montreuil bekannte Persönlichkeiten sind, so hat man m. W. den geistigen Zusammenhang dieser beiden noch kaum gesehen. Die Bedeutung der Publikation liegt in erster Linie darin, daß Ouy die Zusammengehörigkeit der Handschriften Cambrai 940 und Vat. Reg. Lat. 689A festzustellen vermag, die ursprünglich teilweise einen Band gebildet haben, und daß er sie als von d'Aillys eigener Hand geschrieben erweisen kann. Damit ist ein wesentlicher Fortschritt in der d'Ailly-Forschung gemacht, weil man anhand der vielen Tafeln die bis heute wenig bekannten und größtenteils unpublizierten Werke besser wird identifizieren können, sofern es sich um Autographe handelt. – Inhaltlich bestehen die beiden Hss zur Hauptsache aus Abschriften von Briefen des langjährigen florentinischen Cancelliere dei Signori Coluccio Salutati. Hier stellt sich die geistesgeschichtlich wichtige Frage, auf welchem Weg Pierre d'Ailly Kenntnis von diesen Werken erhalten hat. Ouy beantwortet sie, indem er auf das Manuskript Vat. Reg. Lat. 1653 hinweist, das von der Hand des Jean Montreuil stammt und als Vorlage für die beiden vorgenannten Hss gedient hat. Damit wäre Jean de Montreuil – nach Georg Voigt der erste französische Humanist – als Vermittler italienischen Gedankengutes nach Frankreich zu betrachten.

Es braucht nicht eigens betont zu werden, daß die Ausstattung auch dieses Bandes der Umbrae in jeder Beziehung einen vorzüglichen Eindruck macht.

PASCAL LADNER

**Erich Hassinger: Religiöse Toleranz im 16. Jahrhundert.** Motive – Argumente – Formen der Verwirklichung. Helbing & Lichtenhahn Basel/Stuttgart. 1966. 35 S. (Vorträge der Aeneas-Silvius-Stiftung an der Universität Basel.)

Das echt humanistische Thema der Toleranz bespricht Hassinger in seinem glänzend formulierten Vortrag an Hand entscheidender Motive und Argu-

mente einiger hervorragender Verfechter der Toleranzidee, insbesondere bei *Castellio*, bei dem sich das naturrechtliche Toleranzmotiv mit einem vornehmlich moralistisch aufgefaßten Christentum verbindet, bei *Acontius*, dessen gewichtigstes Argument gegen die Ketzerverfolgung das biblische Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen ist, bei *Sozzini*, der ein christusähnliches Leben höher bewertet als Dogmen, bei *Coornhert*, der den spiritualistischen Leitgedanken vertritt, daß der Heilige Geist weht, wo er will, und schließlich bei *Bodin*, in dessen Colloquium heptaplomeres die Forderungen nach Duldung, Nächstenliebe und absoluter Treue zu der im einzelnen Gewissen verankerten religiösen Überzeugung aufgestellt werden; als Beispiel des ökonomischen Toleranzmotivs erwähnt Hassinger den französischen Gelehrten *Etienne Pasquier*. In den beiden wenig bekannten Gebieten Polen und Siebenbürgen zeigt darauf der Verf. die weitgehende Realisation der Toleranzidee, um abschließend noch die hauptsächlichen Motive der Widersprüche – Fanatismus und konservative Grundhaltung – zu erläutern. – Der knapp bemessene Raum zwingt den Verf., seine Ausführungen möglichst prägnant zu gestalten und das Wesentliche herauszuheben. Der Leser ist auch für die anhangsweise publizierten, reichhaltigen Anmerkungen mit den bibliographischen Angaben dankbar.

PASCAL LADNER

**Rudolf Seigel: Spital und Stadt in Altwürttemberg.** Laupp'sche Buchhandlung, Tübingen. 1966. xiv–68 S. 1 Karte. Veröffentlichungen des Stadtarchivs Tübingen, Bd. 3.

Das Phänomen des Spitals als Kriterium zur Scheidung zwischen Stadt und Dorf ist in der Stadtgeschichtsforschung nicht unbekannt. Insbesondere ist das Problem der Entwicklung eines Spitals in verwaltungsgeschichtlicher Hinsicht öfters untersucht worden, wobei vorwiegend die Verhältnisse einzelner Reichsstädte im Blickpunkt standen. Umso bedeutsamer ist es deshalb, daß Seigel die Entwicklung der Spitäler in den *Landstädten*, und zwar im klar abgegrenzten Gebiet Altwürttembergs, zum Hauptthema seiner Studie macht. Als wesentliches Resultat dieser klugen und sorgfältigen Arbeit darf gebucht werden, daß der Verf. eine Typologie der spätmittelalterlichen Spitäler aufstellen kann, welche die außerhalb der extremen Formen eines ausschließlich kommunal oder eines ausschließlich herrschaftlich ausgerichteten Spitals bestehenden Zwischen- und Übergangsstufen berücksichtigt, die bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts mehr von der Herrschaft her bestimmt waren und nachher nahezu vollkommen kommunalisiert wurden. Die Reformation allerdings setzt einen neuen Akzent, indem die Armenpflege von nun an vom Landesherrn organisiert wird. Der starke Zusammenhang zwischen Spital- und Kirchengeschichte zeigt sich am deutlichsten darin, daß am Ursprung vieler Spitäler geistliche Institutionen stehen. – Diese Arbeit weist methodische Wege, die man bald auch auf die schweizerischen Spitalgeschichten angewendet wissen möchte.

PASCAL LADNER

**Louis Carlen: Gericht und Gemeinde im Goms vom Mittelalter bis zur französischen Revolution.** Beiträge zur Verfassungsgeschichte. Freiburg/Schweiz, Universitätsverlag. 1967. xx–233 S. (Arbeiten aus dem Juristischen Seminar der Universität Freiburg/Schweiz, Bd. 31.)

Daß die Rechtsgeschichte der Alpenländer der Forschung besondere Probleme aufgibt, zeigt von neuem das vorliegende Werk Carlens, das sich mit der Verfassungsgeschichte des Goms, d. h. des hinteren Teiles des Walliser Rhonetals beschäftigt. Dieses Thema wird hier erstmals im Zusammenhang dargestellt, wobei das Hauptgewicht auf den spätmittelalterlichen Verhältnissen liegt. Der Verf., der schon wesentliche Beiträge zur Rechtsgeschichte des Wallis veröffentlicht hat, mußte sich dabei hauptsächlich auf die Quellen stützen. – Den Historiker wird vor allem das umfangreiche, mehr als die Hälfte des ganzen Buches füllende erste Kapitel des ersten Abschnittes interessieren, das den *Aufbau der Gerichtsverfassung* darlegt. In vorbildlicher Klarheit erklärt Carlen die geschichtliche Entwicklung der verschiedenen Institutionen wie Bischof, Vogt, Viztum und Meier, wobei er zwar in erster Linie ihre Anteile an der Gerichtsherrschaft herausarbeitet, ihre übrigen Funktionen in Regierung und Verwaltung jedoch so weit ausführt, daß damit ein wichtiger Beitrag an die Allgemeine Geschichte, insbesondere an die Kirchengeschichte gegeben ist. Im Spätmittelalter ist im Goms die Gerichtsherrschaft in den Händen der Meier. Seine diesbezüglichen Untersuchungen faßt Carlen folgendermaßen zusammen: «In einer ersten Periode bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts dringen die adeligen Meier von der Nieder- zur Hochgerichtsbarkeit vor. Dann folgt eine Straffung der bischöflichen Macht, die zur zweiten Periode überleitet, in der die bäuerlichen Meier als Niederrichter zu Blutrichtern aufsteigen, wobei Bischof, Landrat und Landeshauptmann ihre Wirksamkeit konkurrenzieren.» – Im zweiten Abschnitt des Buches werden die Entstehung, Organisation und Bedeutung der Gemeinden mit ihren entsprechenden Rechten besprochen, wobei vor allem festgehalten werden muß, daß es im Goms keine Markgenossenschaft im Sinne der älteren Markgenossenschaftstheorie gab. – Zu den schon genannten Vorzügen tritt hinzu, daß Carlen die im Goms erfaßbaren Phänomene mit analogen Erscheinungen vergleicht, bzw. ihre Verschiedenheit herausarbeitet und sich mit den bestehenden Theorien auseinandersetzt. PASCAL LADNER

**E. J. Lajeunie, O.P.: Saint François de Sales. L'homme, la pensée, l'action.** 2 tomes, Paris, Editions Guy Victor, 1966. 18 × 23, 532 + 490 p., 87 illustrations.

Le quatrième centenaire de la naissance de saint François de Sales est souligné par la publication d'une biographie du saint qui fera date. Il ne s'agit pas, en effet, d'une œuvre de circonstance, dont la nouveauté viendrait de l'art de la présentation, du pittoresque du récit, ou de la pénétration de l'analyse psychologique. C'est une histoire d'ensemble, longuement mûrie, qui nous est présentée, fruit de trente ans de recherche dans les documents connus ou inédits, et minutieusement élaborée par un historien doté de compétences assez rarement rassemblées. Avant de rédiger cette synthèse le

P. Lajeunie, Dominicain, avait élaboré divers travaux d'approche: des articles d'érudition, l'édition de la *Correspondance inédite entre Henri IV et Béthune* (1952) ou, dans la collection *Les Maîtres spirituels* aux éditions du Seuil, la brève synthèse, intitulée *Saint François et le salésianisme* (1962). L'ampleur et la précision des études préliminaires peuvent se mesurer à la liste des dépôts d'archives qui ont fourni les documents, aux 63 pages de la bibliographie salésienne, à la chronologie bibliographique et biographique qui ouvre l'ouvrage, à l'histoire des éditions de l'œuvre et des biographies du saint qui la clôt.

Le sous-titre de l'ouvrage précise: *L'homme, la pensée, l'action*. Il offre, en effet, beaucoup plus qu'une simple biographie, destinée à faire découvrir une haute personnalité par sa vie. C'est un chapitre de l'histoire générale. L'action missionnaire et pastorale de saint François a directement retenti dans la vie du calvinisme genevois, aussi bien que dans les relations alors si agitées de la Savoie, de la France, de l'Espagne et de la cité du Léman; son action spirituelle, intervenant sur des scènes aussi retentissantes que Lyon ou Paris, a tenu l'un des rôles principaux dans le «printemps mystique» du XVII<sup>e</sup> siècle français. Les parties correspondantes de ce livre, situées dans ces vastes perspectives historiques, constituent à leur tour des anneaux dans la chaîne de l'histoire politico-religieuse de l'Occident européen au début du XVII<sup>e</sup> siècle, aussi bien que de l'histoire de la spiritualité chrétienne de l'époque, dont le spécialiste ne pourra se passer désormais.

Dans la première partie de la vie de François de Sales, la biographie avance en suivant l'ordre chronologique: formation (1576-1592), activité sacerdotale et missionnaire (1597-1602). Mais à partir de l'épiscopat du saint, lorsque ses activités deviennent par leur richesse d'une extrême complexité, c'est par plans qu'on les examine, en s'efforçant de débrouiller l'écheveau où s'emmêlent le profane et le sacré, le spirituel et l'institutionnel, pour suivre chaque élément selon sa propre évolution: d'abord l'activité pastorale et réformatrice de l'évêque dans son diocèse; puis son activité de conciliateur et de pacificateur; enfin son rôle décisif dans le mouvement moderne de la dévotion, avec la naissance de la Visitation, le rayonnement de la parole et de la direction du saint, l'origine et la diffusion de sa doctrine et de ses œuvres spirituelles.

A partir de la totalité des sources, par un travail honnête, patient, un peu austère, l'historien avance sur chacun de ces plans. Ces sources, il le sait, sont loin d'avoir une même valeur. Bien des affirmations de Charles-Auguste de Sales passées dans la tradition ne sont que «hâbleries», et les familiers de l'évêque eux-mêmes ont colporté dès son vivant de véritables «Fioretti». Une critique exhaustive et habile permet d'avancer presque partout néanmoins, même dans certaines voies qui semblaient des impasses comme les dates de la naissance ou du Baptême. La rédaction garde la trace de ce travail minutieux. Chaque ligne, ou presque, contient entre guillemets quelque fragment de sources. Cette marqueterie de textes gêne moins qu'on ne pourrait croire. Cités dans leur orthographe originelle, avec les mots ou les tournures du siècle de Montaigne et de Rabelais, ils donnent à la narration le piquant en même temps que l'authenticité. Rappelons au passage, avec le P. Lajeunie,



l'admiration que professait Vaugelas (l'un des fils de Favre, le fidèle ami d'Annecy) pour la langue française du saint, la langue de ses prédications, pure encore des grâces fleuries qu'il crut devoir adopter plus tard dans les ouvrages spirituels pour se faire lire par le grand nombre.

Tant de recherches poussées jusqu'au détail, que l'éditeur a légèrement simplifiées en mettant en annexe les discussions plus strictement érudites (par exemple sur le système et l'état des paroisses dans le diocèse de saint François), donnent un peu de lenteur, voire de lourdeur à la biographie. On ne le regrette pas, car on s'aperçoit vite que c'est précisément la multitude des indications authentiques qui composent progressivement et animent étrangement le visage, la personnalité et la sainteté profondément humaine, profondément de son temps qu'on s'efforce d'atteindre. Ne fallait-il pas, pour mesurer la ténacité du missionnaire du Chablais, sa patience héroïque, son irénisme, replacer toute son entreprise dans l'extraordinaire complexe de situations de droit et de fait, de privilèges périmés mais toujours âprement retenus, de générosités religieuses de toute origine et de passions sordides, de violences militaires et de vastes stratégies politiques? A mesure que l'horizon des responsabilités du saint s'élargit, s'accrut la complexité du monde dans lequel il devait agir (quand la possibilité d'assurer un curé ou une équipe de missionnaires aux chrétiens nouvellement revenus à l'Eglise dépendait des hautes combinaisons de Paris, de Turin, de Rome, de Berne, voire des chevaliers florentins de Saint-Lazare, bien plus que des volontés de l'évêque), soulignant par l'étendue et l'impureté des intrigues, que l'inspiration religieuse était bien loin de dominer, la sainteté surnaturelle d'une action qui à mesure qu'elle avançait se conformait chaque jour plus complètement à son idéal foncier: *«tout par amour, et rien par force»*.

On doit souligner trois caractéristiques du P. Lajeunie historien. D'abord la sincérité critique dont nous avons parlé. Puis l'irénisme tout salésien. L'atmosphère œcuménique actuelle permet plus aisément qu'au temps de M. de Genève d'éviter la partialité en écrivant l'histoire d'un des affrontements les plus sensibles du calvinisme genevois et du catholicisme postérieur au concile de Trente. On ne craint pas de mettre en lumière les échecs et les limites de l'action du missionnaire; en particulier sa conviction, partagée par tous les catholiques de ce temps et dont l'analogue existait à Genève, qui légitimait à ses yeux les interventions de l'autorité temporelle du duc de Savoie pour achever le rétablissement du catholicisme en Chablais.

Mais à notre sens la caractéristique principale du P. Lajeunie, qui est pour un historien un privilège assez rare en même temps que tout à fait nécessaire pour parler de saint François de Sales, est sa compétence théologique et spirituelle. Théologien très averti, il n'a pas de peine à critiquer vivement Bremont (ce n'est pas le seul cas et il n'est pas le premier à le faire), en abordant l'un des problèmes les plus aigus de la formation de saint François de Sales: son attitude devant les problèmes de la grâce et de la prédestination. L'exposé des positions de l'Ecole, telles que saint François pouvait les connaître, est fait de main de maître. Tous les historiens n'ont pas la chance de pouvoir évoquer, pour expliquer certaines inspirations protestantes, des conversations avec Karl Barth. On sait, d'autre part, que le P. Lajeunie fut

longtemps le collaborateur du P. Bernardot dans la publication de la revue, *La Vie spirituelle*. C'est en spécialiste de l'histoire des spiritualités qu'il relève avec finesse le rôle de la dialectique de l'amour de Marsile Ficin, du *Combat spirituel* de Scupoli, de *La guide du pécheur* de Louis de Grenade, voire du *Cortegiano* de Castiglione dans la lente élaboration de ce qui sera le thème fondamental de saint François de Sales: «la soumission inconditionnelle au bon plaisir de Dieu.» Mais il ne se borne pas à des analyses pleines de pénétration: il suit ultérieurement la trace de cette spiritualité féconde et efficace à travers le XVII<sup>e</sup> siècle, plus tard encore, jusqu'à nos jours, reprenant sous un jour particulier des pans entiers de l'histoire chrétienne occidentale.

On a marqué, chemin faisant, les contre-parties de cette étude si minutieuse en même temps que si vaste. Elles tiennent en majeure part à l'étendue des matières embrassées, dans le détail comme dans l'espace et le temps. Elles tiennent également au fait que, si l'auteur put achever son livre avant de mourir, il ne put l'éditer. Un frère et un ami s'en est chargé avec piété. S'il l'avait fait lui-même, sans doute l'aurait-il muni d'un index dont l'absence se fait bien sentir, ou tout au moins d'une table vraiment détaillée des matières. Peut-être aurait-il pu obtenir aussi de l'éditeur que les illustrations significatives dont il l'a enrichie soient imprimées sur un papier qui les mette mieux en valeur? Détails bien minimes, quand on pense aux valeurs d'information et de réflexion dont cette nouvelle et grande histoire de saint François nous comble.

M.-H. VICAIRE, O. P.

**Gustave Leclerc S. D. B.: Zeger-Bernard Van Espen (1646-1728) et l'autorité ecclésiastique.** Contribution à l'histoire des théories gallicanes et du jansénisme. (In: Pontificium Athenaeum Salesianum, Facultas juris canonici Studia et Textus Historiae juris canonici, Bd. 2.) PAS-Verlag Zürich 1964, xxii-451 S.

Nicht häufig begegnet man einer Dissertation wie der vorliegenden, die ihren Gegenstand mit sorgsammer Hingabe an das Detail behandelt, ohne deshalb das Ganze aus dem Auge zu verlieren. In technisch-methodologischer Aufmachung ist sie vorbildlich: sie bietet eine Zusammenstellung der Werke Van Espens<sup>1</sup>, eine gute Übersicht über die gedruckten und ungedruckten Quellen und ein vortreffliches Register. Der wissenschaftliche Apparat ist der Arbeit nicht etwa von außen aufgeklebt; man spürt bei der Lektüre, daß er die Darstellung von innen aufgebaut und geformt hat. Auch die Gliederung ist aus wissenschaftlicher Zucht gestaltet. Der erste Teil gibt den all-gemeinhistorischen und den biographischen Rahmen in den sich das Lebenswerk Van Espens einordnet (S. 3-116), der zweite stellt seine kanonistische Lehre nach ihren Prinzipien und den wichtigsten Sachgebieten dar (S. 117-258); der dritte ist eine kritische Untersuchung von Van Espens Quellen und seiner kanonistischen Methode (S. 259-411). Das Werk schließt mit einer Skizze seiner Persönlichkeit und einer Umschreibung seines Einflusses.

<sup>1</sup> S. XIII-XX. Hier wäre die Angabe des Verlegers sowie der Umfang der einzelnen Schriften erwünscht gewesen.

Die Darstellung selber ist der wissenschaftlichen Aufmachung angemessen: die Ausführungen sind genau belegt und die sachliche Sympathie für sein Thema trübt den kritischen Blick des Verfassers nicht. Er hat ein gutes Organ dafür, kanonistische und juristische Lehren in ihrer geschichtlichen Perspektive zu sehen. Auch dort, wo man in der Beurteilung vom Verfasser abweicht, ist einem diese Möglichkeit durchaus belassen: die kanonistische Arbeit legitimiert sich somit zugleich als vorzügliche historische Studie.

Bei einem Kanonisten wie Van Espen war das gar nicht so leicht. Da niemand sich die Mühe gegeben hatte, sein umfängliches Schrifttum zu untersuchen, hatte man bisher nur vage Vorstellungen über ihn (vgl. die landläufigen Nachschlagewerke!). Van Espen (1646–1728) wurde im Jahre nach seiner Priesterweihe (1673) mit einer außerordentlichen Professur in Löwen betraut, einer Art Ferienprofessur zur Auslegung der Dekretalen. Er ist nie zu höherem akademischem Rang aufgestiegen, einmal, weil er ziemlich früh in den Verdacht des Jansenismus geriet, dann aber, weil er die schriftstellerische Muße schätzte, die sein beschränkter Lehrauftrag ihm ließ. Als Kanonist überragt er an Bedeutung seine Kollegen und Zeitgenossen. Er war der erste, der sich nicht mehr sklavisch an die Disposition der Dekretalen hielt und seinen Gegenstand systematisch behandelte. Sein «Jus ecclesiasticum universum» (1700) ist eines der großen klassischen Werke der Kanonistik. In 16 Auflagen wirkte es bis nach Frankreich, Deutschland, Österreich, Italien und Spanien hinein. Seine geistesgeschichtliche Bedeutung geht deshalb über den Rahmen seiner Fachdisziplin hinaus. Er hat in seinem Werke eine Synthese der bedeutendsten französischen gallikanischen Literatur geschaffen und steht somit als Verbindungsglied zwischen Gallikanismus und Febrionianismus. Darüber hinaus hat er mit einem Gutachten der Kirche von Utrecht in ihrem Widerstande gegen Rom den Rücken gestärkt und sie zur eigenmächtigen Bischofskonsekration aufgemuntert (1724). Als ihm wegen dieser Aufreizung zum Schisma kirchlicher- und staatlicherseits der Prozeß gemacht wurde, ist der 82jährige aus Löwen nach Holland geflohen und hat im jansenistischen Seminar von Amersfoort Aufnahme gefunden.

Von einem Bruch mit der Kirche kann man nicht gleich reden. Denn der bisher behauptete Jansenismus Van Espens erfährt durch Leclerc eine nicht unbedeutende Korrektur. Der Löwener Jurist ist zwar von Anfang an jansenistischen Einflüssen ausgesetzt gewesen – wie anders hätte er sich auch diesem Klima entziehen können – aber er hat, zumindest nicht bis zum Jahre 1700, extreme jansenistische Lehren vertreten. Seine theologische Bildung, aus Augustinus genährt, war für einen Kanonisten ungewöhnlich tief. Auch Thomas von Aquin und St. Karl Borromäus besaßen in ihr einen festen Ort. Sein priesterlicher Ernst und seine Frömmigkeit spiegeln sich nicht bloß in den Panegyriken seiner Parteifreunde; die Quellenzeugnisse, die Leclerc anführt, sprechen für sich. Die ersten Schriften Van Espens packen heiße Eisen an: das Problem des Spargroschens der Ordensleute und der Mitgift, die sie beim Klostereintritt mitbringen. Van Espen wendet sich gegen diese Praxis, weil sie das Armutsgelöbnis fiktiv mache und nimmt mit gleichem Freimut gegen Auswüchse der Heiligen- und Reliquienverehrung Stellung. So gerät er in den Verdacht des Jansenismus (dabei tritt er für die tägliche Kom-

munion ein) und wird, mehr durch äußere Umstände als durch innere Entwicklung, auf eine romfeindliche Bahn gebracht. Zwei Umstände scheinen mir ausschlaggebend für diese Entfremdung von Rom gewesen zu sein: einmal die Indizierung seines Hauptwerkes (1704), ohne daß ihm vorher eine Anzeige gemacht oder die Möglichkeit einer Rechtfertigung gegeben wurde. Von noch größerer Tragweite war die Löwener Betrugsaffaire von 1708 (*fourberie de Louvain*). Ein ihm mißgünstiger Augustiner wollte Van Espen bei Staat und Kirche diskreditieren, indem er ihn auf Grund gefälschter Dokumente beschuldigte, mit belgischen Revolutionären einen politisch-republikanischen Umsturz zu planen. Der bekannte Jansenismus-Forscher, P. Lucien Ceysens OFM, hat diese traurige Angelegenheit ans Licht gebracht und ist von der Falschheit jenes Ordensmannes überzeugt. Der verschlagene Dokumentenfälscher entwich aus Belgien und verstand es, sich bei der Nuntiatur in Köln und am Kaiserhofe als verfolgten Märtyrer aufzuspielen. Er wurde in Wien kaiserlicher Theologe und stieg etwas später in Rom zu höchsten Kurialämtern auf: er wurde Professor an der Sapienza, dann Propräfekt der Propaganda und schließlich Theologe der Inquisition. Diese Vorkommnisse waren dazu geeignet, die Jansenisten noch obstinater zu machen und Van Espen weiter in die Arme des Staates zu treiben. Von hier aus wird sein immer schärfer hervortretender Widerspruch zu Rom verständlich und sein Bemühen, dem Staate möglichst große Kompetenzen (Plazetierung auch dogmatischer Bullen, Rekursrecht an den Fürsten in geistlichen Prozessen, Widerstandsrecht gegen ungerechte Zensuren) in kirchlichen Angelegenheiten zuzuschreiben. In der Folge war dann nicht mehr zu vermeiden, daß dieses Mißtrauen seine kanonistische Forschungsrichtung beeinflusste und seine Stellungnahme zu Kernfragen ekklesiologischer Struktur, z. B. des päpstlichen Primates, der bischöflichen Rechte usw., opportunistisch färbte.

Vom modernen röm. Kirchenverständnis her hebt Leclerc mit Recht die Diskrepanz zwischen dem Löwener Kanonisten und der späteren Lehrentwicklung innerhalb der katholischen Kirche hervor. Diese Gegenüberstellung ist berechtigt; sie muß aber mit großer Vorsicht vorgenommen werden, da die Gefahr besteht, Urteile a posteriori zu fällen, die umso leichter angenommen werden, weil der kirchliche Trend in diese Richtung gegangen ist und viele Probleme Van Espens heute gegenstandslos geworden sind. Damals bestand aber heute geklärten Fragen (Vatikanum I u. II) gegenüber eine grundsätzliche Offenheit, die der Kirchenhistoriker berücksichtigen muß. Von hier aus ist es möglich, gerade bei der Verquickung des Jansenismus und der ihm nahestehenden Lehren mit kirchenpolitischen, nationalen und gefühlsmäßigen Fragen zu einer gelegentlich anderen Akzentsetzung als Leclerc zu kommen. So scheint mir u. a. die Unterscheidung Van Espens zwischen dem römischen Hofe, der Kurie und dem Papste und dem Heiligen Stuhl (S. 345 u. 348), die freilich bisweilen ein opportunistischer Vorwand sein konnte, um römischen Verordnungen den Gehorsam zu verweigern, an sich durchaus statthaft, ja notwendig zu sein, um das Vertrauen auf das Petrusamt bewahren zu können. Wie oft hat Van Espen in der Kirchengeschichte es erlebt, daß die geistliche Autorität des Heiligen Vaters erhalten mußte, um Aktionen kurialer Stellen zu decken, wie oft wurde und wird im Namen

des Heiligen Vaters schlicht Kurialpolitik betrieben? Eine solche Unterscheidung wie Van Espen sie vornimmt, hat es vielen Katholiken möglich gemacht – ohne daß sie etwas von Van Espen wußten – in der römischen Kirche zu bleiben. So scheint es mir kein Paradox, sondern Ernstnahme des Petrusamtes zu sein, klar und entschieden auf solche Unterschiede aufmerksam zu machen, damit der nach katholischer Auffassung göttliche Charakter dieses Amtes nicht durch menschliche Inanspruchnahme getrübt wird. Im übrigen aber macht Van Espens Lebensschicksal einsichtig, daß nicht die anonyme Größe «Rom», ja nicht einmal so sehr die Kurie ihm übel wollte. Es waren die lieben Mitbrüder, die sich nicht aus reiner theologischer Verantwortung, sondern manchmal aus blinder Leidenschaft bemühten, ihn in Konflikte mit Rom zu verstricken. Ihnen kommt deshalb ein gerütteltes Maß der Mitverantwortung am Lebensschicksal Van Espens zu. Leclercs schöne Studie hat seine Bedeutung für die Kanonistik und die Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts überzeugend herausgearbeitet; man kann ihn nicht mehr als vergrämt-verstaubten Jansenisten und sterilen anti-römischen Polemiker gelten lassen. Bei aller Anerkennung seiner Schwächen und der Begrenztheit kirchlichen Sinnes erweist er sich als charaktervolle Persönlichkeit, der man die Achtung nicht versagen kann <sup>1</sup>.

V. CONZEMIUS

**Emile Appolis: Entre Jansénistes et Zelanti.** Le «Tiers parti» catholique au XVIII<sup>e</sup> siècle. Paris, A. et J. Picard. 1960. xi-601 S. (Reg.)

Die umfängliche Studie von E. Appolis hat eine bisher von der Forschung weniger berücksichtigte Richtung europäischer Geistesgeschichte zum Gegenstand: die Mittelpartei des Klerus, welche zwischen den Gegnern der Bulle «Unigenitus» von 1713 (Appellanten) und ihren kompromißlosen Anhängern (Akzeptanten) stand. Ein reiches Archiv- und Quellenmaterial wurde für dieses Werk durchgearbeitet; leider hat der Verfasser es unterlassen, seiner Arbeit eine genaue Übersicht über die gedruckten und ungedruckten Quellen voranzustellen. Neben Frankreich sind besonders Italien und Spanien, in etwa auch der süddeutsche Raum (Ausstrahlungen nach Südamerika hin) miteinbezogen worden. Ein weitgespannter Rahmen also, der auch zeitlich zugleich weiter ausgreift, indem Vor- und Nachgeschichte dieser Geistesrichtung im 17. und 19. Jahrhundert miteinbezogen werden.

Das 1. Kapitel behandelt die Wurzeln der Mittelpartei im 17. Jahrhundert besonders in der gallikanischen Kirche des «Grand Siècle»: Bossuet und Kardinal Fleury werden diese Strömung bis im 19. Jahrhundert hinein beeinflussen. Während die französische Mittelpartei dem Gallikanismus und Regalismus verhaftet bleibt, ist die entsprechende Richtung in Italien durchaus kurialistisch, ultramontan orientiert. Nach der Veröffentlichung der Bulle Unigenitus verschiebt sich ihr geistig-intellektueller Schwerpunkt nach

<sup>1</sup> Für eine ausführliche Zusammenfassung des Werkes von Leclerc vgl. die anerkennende Besprechung von B. A. VAN KLEEF in: Internationale Kirchliche Zeitschrift 56 (1966), S. 75–89.

Italien, vorwiegend nach Rom und Toskana hin. Die französische «dritte Kraft» besteht eher aus politischen Pragmatikern. Zwei Züge unterscheiden die gemäßigte Richtung von den Radikalen: einerseits der «juste milieu» Standpunkt gegenüber der Bulle Unigenitus, dann die humanistisch-intellektuelle Tradition, die sie von der vorhergehenden Generation gebildeter Katholiken übernehmen. (*Les lendemains de l'Unigenitus*, 1713–1740, S. 49–154.) Die Mittelpartei erreicht einen Höhepunkt unter Benedikt XIV.; zwei Kapitel sind dieser Periode gewidmet (S. 155–368). Zwei weitere Kapitel behandeln das Auseinanderfallen der Partei von 1750–1800 (S. 369–512) und ihre Ausläufer im 19. Jahrhundert (S. 513–570).

Eine Schwierigkeit grundsätzlicher Art stellte sich dem Verfasser: die innere Einheit einer Mittelpartei einsichtig zu machen, deren Geisteshaltung sich nicht so radikal, weder von der einen, noch von der anderen Seite unterschied, deshalb von beiden Seiten in Anspruch genommen werden konnte und sich selber auch nicht als festgefügte Partei empfand. Man kann nicht sagen, daß er diese Schwierigkeit gemeistert hat. Er breitet wohl ein interessantes Material aus, korrigiert an vielen Stellen Unzutreffendes (er weist z. B. nach, daß der Antijesuitismus als treibende Gegenkraft des Jansenismus nicht überschätzt werden darf) bleibt aber allzusehr am Detail hängen, so daß die innere Einheit der «dritten Kraft» in ihrer Grundstruktur kaum sichtbar herausgearbeitet wird. Die Darstellung erweckt den Eindruck, als ob diese Menschen, die der Verfasser in einem luftleeren ideologischen Raume schweben läßt, ausgemachte Opportunisten waren: eine solche Deutung würde aber der Mittelpartei nicht gerecht und trifft sicherlich nicht die Intention des Verfassers. Dieser irreführende Eindruck entsteht m. E. daher, daß der Verfasser den theologischen Kernpunkt der Streitfragen, die subtilen Auseinandersetzungen um die Gnadenlehre und den Laxismus in der Moraltheologie nicht scharf genug faßt und daher allzusehr beim Parteikampf der gegnerischen Richtungen, der an die Oberfläche tritt, stehen bleibt. Zugegeben, daß ein theologisch orientierter Forscher, ein römisch-katholischer Theologe etwa, sehr leicht der Passion verfallen kann, die Böcke von den Schafen zu scheiden, Rechtgläubige von Häretikern zu trennen und somit am Gegenstand seiner Forschung vorbeizusehen, so scheint mir der Verfasser doch die theologische Komponente, die bei Jansenisten und ihren Gegenspielern nun einmal vorhanden war, in ihrem historischen Gewicht nicht genügend berücksichtigt zu haben. Zu Recht wird auf die komplexe psychologische Verflechtung der damaligen Situation hingewiesen, «daß die Gefühls-elemente die intellektuellen Faktoren überspielten» (S. 10). Damit wird aber die Zentralfrage noch nicht beantwortet: wurzelt die Haltung der Mittelpartei im Psychologischen oder liegt ihr eine gemeinsame intellektuelle Einstellung zu Grunde? Daß es nicht leicht ist, diese Frage zu beantworten, daß es auch nicht immer möglich ist, bei einer Mittelpartei präzise intellektuelle Motive nachzuweisen, darf nicht dazu verleiten, auf diese Fragestellung zu verzichten, es sei denn, man schlosse sie auf Grund eines weltanschaulichen a priori von vorneherein aus. Die «dritte Kraft» würde eine solche über das bloße Psychologisieren hinausgehende Behandlung verdienen, zumal in Anbetracht ihrer sachlichen Verbindung mit Reformströmungen inner-

halb der römisch-katholischen Kirche, zwischen Trient und 2. Vatikanum. Geradezu überraschende Belege hierfür gibt es genügend in Appolis' Buch, (der Zusammenhang mit dem «Reformkatholizismus» im weiteren Sinne des Wortes ist ihm übrigens nicht entgangen); die Forschung wird an dem reichen Material, das hier zusammengetragen wurde, nicht vorübergehen können.

V. CONZEMIUS

**André Schaer: Le clergé paroissial catholique en Haute-Alsace sous l'Ancien Régime 1648-1789.** Paris 1966. 295 p. (Vol. 6 de la collection «Histoire et sociologie de l'Eglise».)

Le sujet abordé ici avait déjà fait l'objet de recherches, mais jamais avec la précision qu'on apprécie d'emblée dans ce livre. Cet important ouvrage s'ajoute à tant d'autres parus sur l'histoire religieuse de l'Alsace. Et quand cette histoire porte sur la Haute-Alsace, elle ne peut qu'intéresser notre pays, du fait du voisinage, mais du fait, surtout, que ces régions formaient, jusqu'à la Révolution, la majeure partie de l'ancien diocèse de Bâle.

Dans une première partie du livre, après avoir replacé le sujet dans son cadre historique et géographique, l'auteur étudie le statut du clergé, son organisation, du doyen au vicaire; son recrutement et sa formation. Certaines conditions de ce clergé font l'objet d'aperçus intéressants, sur le mode de provision aux bénéfices curiaux avec l'institution encore vigoureuse du patronat. On retrouve ici un aspect toujours curieux pour le lecteur étranger, aspect si bien mis en relief déjà par les travaux de Livet et de Metz: c'est cette politique religieuse de la France après l'annexion de la nouvelle province d'Alsace en 1648, politique conduite avec méthode et opiniâtreté pendant toute la période envisagée en vue d'intégrer moralement ces populations d'Alsace à leur nouvelle patrie, pour opérer le ralliement des esprits. Et comme l'appui du clergé, dont l'influence est grande sur ces populations catholiques, est des plus précieux, on veille à écarter les candidats étrangers, à pourvoir les bénéfices curiaux de prêtres autochtones et non mal intentionnés pour le roi. D'excellentes pages sont consacrées à la formation des clercs, au séminaire diocésain, à ses ébauches puis à l'institution définitive mise sur pied à Porrentruy en 1719.

La seconde partie de l'ouvrage envisage les personnes de ce clergé, leurs qualités intellectuelles, leur valeur morale, toutes choses délicates à estimer et à juger. Il en va de même du zèle pastoral. Or, cette analyse attentive sur la qualification du clergé de Haute-Alsace, compte tenu des conditions de vie et des difficultés du temps, surtout au départ, après la terrible guerre de Trente Ans, cette analyse laisse apparaître un clergé de niveau intellectuel très respectable, de grande valeur morale et animé d'un zèle incontestable dans l'accomplissement de ses tâches pastorales. Une comparaison rapide entre l'état de ce clergé tel qu'on nous le décrit et son état un demi-siècle auparavant encore révèle le chemin parcouru dans le sens de la réforme tridentine réalisée avec une certaine avance dans le diocèse de Bâle par des évêques de haute qualité. Très suggestives aussi sont les pages de cette partie du livre consacrées aux relations du clergé catholique avec le clergé protestant. Ce n'est pas encore l'œcuménisme au sens actuel du mot, mais on con-

naissait la tolérance... et son contraire. Dans le chapitre relatif aux rapports du clergé avec les diverses catégories de fidèles, des pages denses et en partie nouvelles nous font entrer assez avant dans l'institution des ermites, relativement nombreux à l'époque, en Haute-Alsace.

L'auteur a puisé l'essentiel de ses informations directement aux sources d'archives, notamment à Porrentruy, aux archives de l'ancien Evêché de Bâle transférées, il y a quelques années seulement, de Berne dans cette ville toute proche de l'Alsace et rendues de ce fait beaucoup plus accessibles aux chercheurs de ce département. Ceux-ci pourront désormais exploiter toujours davantage les fonds très riches de ces archives qui concernent leur histoire religieuse. Souhaitons-le du moins! André Schaer connaît bien son sujet. Il connaît surtout le décanat d'Ultra Ottensbühl, celui de la région de Colmar auquel il a consacré plusieurs travaux déjà. Aussi, l'ouvrage présenté ici envisage principalement ce doyenné; il y gagne beaucoup en précision. Par analogie, et en réalité, les conclusions valent certainement pour les autres doyennés, encore que les régions non vinicoles du Sundgau et de la plaine jusqu'à Bâle appelleraient quelques remarques particulières concernant le clergé. A noter aussi en passant que Jean-Baptiste Haus, frère du suffragant bâlois Christophe Haus, fut bien vicaire général, mais non pas abbé de Bellelay (p. 68).

Des cartes, des plans et des graphiques complètent un texte, dont la collection où le livre paraît, garantirait déjà en soi la valeur. La bibliographie est abondante et méthodique. D'autre part, les textes, tables, listes de personnes, qui forment, en une dizaine d'appendices, les 30 dernières pages de l'ouvrage sont très précieux, pour l'intelligence du travail, certes, mais aussi pour la richesse des renseignements biographiques sur ce clergé alsatico-bâlois d'avant la Révolution. En résumé, avec la variété et la sûreté de son information, par sa présentation claire, bien articulée, le livre est remarquable, honoré qu'il fut pour cela d'une subvention du Centre national de la Recherche scientifique.

ANDRÉ CHÈVRE

**Hermann Conrad: Deutsche Rechtsgeschichte, Bd. 2, Neuzeit bis 1806.** Verlag C. F. Müller, Karlsruhe. 1966. xix-552 S.

Wer den ersten, 1954 und 1962 in einer Neuauflage erschienenen Band der «Deutschen Rechtsgeschichte» kannte, erwartete mit Spannung den vorliegenden zweiten Band, der den Zeitraum vom Ausgang des Mittelalters bis zum Ende des alten Reiches (1495-1806) umfaßt. Ein letzter Band soll der Rechts- und Verfassungsgeschichte des 19. Jahrhunderts und dem Privatrecht gewidmet sein. Der vorliegende 2. Band enthält vier Teile. In deren erstem wird in einer glücklichen Hineinstellung in die allgemeinen Zusammenhänge die Verfassungsgeschichte des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation dargestellt. Der Verfasser greift neben der umfangreichen Literatur immer wieder auf die Quellen selber zurück, was der Darstellung einen besonders unmittelbaren Wert verleiht. Im zweiten Teil folgt die Verfassung und Verwaltung der Territorialstaaten, die in der Entwicklung der Landeshoheit und zum Absolutismus ihre besondere Prägung erfuhr. Bayern, Bran-



denburg-Preußen, Kurköln, Österreich und Württemberg werden speziell behandelt. Der dritte Teil geht unter dem Titel «Rechtsbildung und Rechtswissenschaft» vor allem den geistesgeschichtlichen Einflüssen nach, die Deutschlands Recht beherrschten. Im Vordergrund steht die Rezeptionsgeschichte des römischen Rechts, an das sich Naturrechtslehre und Aufklärung anschließen. Im letzten Teil werden Strafrecht und Strafverfahren und der Zivilprozeß gewürdigt. Die Entwicklung führt hier von der peinlichen Gerichtsordnung Karl V. von 1532 über das gemeine deutsche Strafrecht zur Reform des Strafrechts im Zeitalter der Aufklärung.

Conrad breitet ein ungeheures Material aus, das nicht nur rechtsgeschichtlich verarbeitet, sondern in die allgemeinen geistesgeschichtlichen und politischen Strömungen hineingestellt wird, ohne daß die Darstellung dabei an juristischer Prägnanz und Klarheit verliert. Einzelne Fragen werden im Kleindruck eingehender behandelt, «um dem Benutzer des Buches den Weg zu vertiefter Arbeit zu weisen», wie sich der Verfasser selber im Vorwort ausdrückt. Diese Hinweise auf besondere Problemstellungen, den Inhalt und die Entwicklung von Erlassen, aber auch auf den Stand und die Auseinandersetzung der Forschung sind willkommene Beigaben, die vom Verfasser ein erhebliches Maß an Kleinarbeit, teilweise auf unbeackertem Boden, erforderten. Das Werk ist eine unerschöpfliche Fundgrube für das Schrifttum, dessen ausführliches Verzeichnis jedem Kapitel beigegeben wird. Neben dem Namen- und Sachregister bietet ein Personenregister die Lebensdaten der einzelnen Personen.

Der Leser dieser Zeitschrift fragt nach dem kirchengeschichtlichen Inhalt des Bandes. Auch hier ist der Ertrag reich. Im Rahmen der Verfassungsgeschichte des deutschen Reiches stellt der Verfasser die Religionsverfassung des Reiches dar. Sie erfuhr im behandelten Zeitalter wesentliche Veränderungen, indem die mittelalterliche Einheit zwischen Kirche und Staat in der Reformation zerbrach. Auf dem Reichstag von Augsburg wurde 1555 eine neue Ordnung der Religionsverhältnisse geschaffen und das landesherrliche Kirchenregiment in der durch die Reformation gebildeten Form bestätigt. Zu einem grundlegenden Kapitel holt Conrad auch aus, wenn er das Verhältnis von Staat und Kirche in den Territorialstaaten schildert. Auf den spätmittelalterlichen Grundlagen aufbauend, untersucht er nacheinander das Verhältnis von Staat und evangelischer Kirche. Neben diesen ausgesprochen staatskirchengeschichtlichen Kapiteln finden sich aber auf den ganzen Band verteilt Ausführungen, die sich mit der Kirchengeschichte betreffen. Denken wir etwa an die Stellung der Geistlichen in der Ständeordnung, die Behandlung der Religionsfreiheit, der Religionsdelikte usw. Immer wieder aber spürt man die sachliche, abwägende Art des Verfassers, die es versteht, aus einem immensen Stoff das Wesentliche herauszuschälen.

LOUIS CARLEN

## HINWEISE

Unter den Abhandlungen des 3. Heftes der Ztschr. für Schweiz. Archäologie und Kunstgeschichte (Bd. 24, 1965/66; Birkhäuser Verlag Basel) fällt die gewichtige Studie von Pater *Iso Müller: Beiträge zum byzantinischen Einfluß in der früh- und hochmittelalterlichen Kunst Rätiens* (S. 137–162, 8 Tafeln und 9 Abb.) in den spezifischen Interessenbereich der ZSKG, weil an ausgewählten Fragen der kirchlichen Architektur, der Plastik, der Malerei, der Reliquienstoffe, der Epigraphik und Buchmalerei, aber auch der Kirchenpatrozinien die vor allem über Norditalien kommenden östlichen Traditionen im alten Rätien aufgezeigt werden.

PASCAL LADNER

Im *Jahrbuch 1966 für altbayerische Kirchengeschichte* (Deutingers Beiträge 24/3, hrsg. von A. W. Ziegler, Manz-Verlag München, 186 S.) gibt Peter von Bomhard einen kurzen, aber fundierten Überblick über das *Kloster Herrenchiemsee* in seiner geschichtlichen Entwicklung, wobei der Hauptakzent auf der Baugeschichte liegt (S. 11–28). – Unter dem Titel *Der Einfluß der bayerischen Herzöge auf die Augsburger Bischofswahlen im 15. und 16. Jh.* (S. 29–44) untersucht Friedrich Zoepfl die kirchenpolitische Verzahnung von Bayern und dem Bistum Augsburg. – Als wichtiger hagiographischer und patrozinienkundlicher Beitrag ist zu werten die umfangreiche Studie von Max Joseph Hufnagel: *St. Cajetan, ein wenig bekannter Schutzpatron Bayerns – Geschichtlicher Beitrag zu seiner Verehrung in Bayern* (S. 45–103). – Zum größten Teil auf Archivadokumenten hat Georg Hunklinger seine Untersuchung *Zur Geschichte der Grafinger Kirchen* (S. 104–156) aufgebaut. – Von besonderem Interesse auch für den schweizerischen Bereich ist der vom erzbischöflichen Archivar Peter von Bomhard zusammengestellte *Entwurf für einen Fragebogen zu einer überschlägigen Inventarisierung der kirchlichen Archive*.

PASCAL LADNER

Das erste Bändchen einer neuen Reihe, *Birstalerschriften* genannt, ist von *Paul Lachat* verfaßt und behandelt *Das Hofgut Kleinblauen und die St. Wendelinskapelle* (Verlag der Nordostschweiz, Laufen 1967, 83 S.). Mit großer Liebe erzählt der Verf. die Geschichte der 1666 gegründeten Wallfahrtskapelle mitsamt dem ihr übergeordneten Hofgut.

PASCAL LADNER

Die kürzlich im Schweizerischen Ostinstitut in Bern erschienene Broschüre *Kampf des Glaubens* (Bern 1967, 142 S.) bringt einige bisher schlecht oder gar nicht beachtete Dokumente aus der Sowjetunion, besonders von A. E. Lewitin, welche die Auseinandersetzung der orthodoxen Kirche mit den atheistischen Behörden beleuchten.

PASCAL LADNER